

## **Alfons Schäfer**

### **Die Einstellung der Menschen zum Sterben und zum Tod in der neueren Literatur<sup>1</sup>**

*Der folgende Beitrag soll nicht nur ein besseres Verständnis vermitteln, wie die Dichter und Schriftsteller von heute die Einstellung der Menschen zum Sterben und zum Tod „verdichten“, sondern kann auch als kleine Beispielsammlung für die Predigt und für Glaubensgespräche über Sterben und Tod herangezogen werden. Obwohl die von Schäfer hervorragend ausgewählten Texte teilweise nochmals gekürzt werden mußten, sprechen sie eine eindrucksvolle Sprache und geben Zeugnis von einer Offenheit für die Auferstehungsbotschaft, wenn diese nicht an den Menschen vorbei ausgerichtet wird. red*

Wenn in einer Zeitschrift für die Praxis der Kirche ein Aufsatz mit dieser Thematik erscheint, dann steckt dahinter wahrscheinlich die Vermutung, daß Dichter und Schriftsteller einiges über das Verhältnis des heutigen Menschen zum Sterben und zum Tod aussagen können, was wir ohne sie gar nicht oder sehr ungenau erfassen würden, was aber für die rechte Einstellung der Pastoral gegenüber Kranken, Alternden, Sterbenden und ihren Angehörigen und Freunden von großer Bedeutung ist. Wieviel Chancen für helfende Gespräche und Antworten mögen schon verpaßt worden sein, weil man sich nicht genügend in die Gefühle und Einstellungen dieser Menschen hineindenken konnte. Mancher wird denken: dieses Verständnis gewinnt man durch vieljährigen Umgang mit Sterbenden und deren Angehörigen. Das ist sicher nicht zu bestreiten. Die eigene Erfahrung wird auch weiterhin die beste Erkenntnisquelle bleiben. Und doch ist diese Erfahrung nicht alles. Unser Denk- und Verstehenshorizont ist begrenzt, z. B. durch unsere Erziehung und frühe Erfahrung der Kindheit. Es ist sicher sehr entscheidend, ob man

<sup>1</sup> Da fast jeder Schriftsteller sich mit diesem Problem befaßt hat, war eine Auswahl unumgänglich. So habe ich mich im wesentlichen auf die in der DDR verfügbare Literatur beschränkt und auch daraus nur signifikante Beispiele bringen können. Da aber nach Meinung vieler Schriftsteller und Literaturkritiker der Realismus in der Literatur wieder „im Kommen ist“, dürfte diese Auswahl vielleicht doch das Denken und Leben der heutigen Menschen in ihrem Alltag treffen.

als Kind in eine gläubig-nüchterne Haltung zum Tod eingeübt wurde, etwa durch regelmäßige Teilnahme an Beerdigungen der Gemeindemitglieder, durch gemeinsames Gebet der Familie am Sterbebett der Großeltern oder Eltern, durch das täglich geübte Gebet um eine „glückliche Sterbestunde“ (heute werden viele diesen Ausdruck schon als paradox empfinden!) – oder ob man als Kind von dem Ereignis des Todes, von Beerdigungen und Friedhofsbesuchen ängstlich ferngehalten wurde und statt dessen nur gewaltsamen Tod serienweise in Wildwestfilmen, in Krimis, in Reportagen von Unfällen und Kampfhandlungen „erlebt“ hat.

Die Erfahrung ist ferner begrenzt durch mangelnde Aufmerksamkeit, mangelnde Einfühlungsgabe, Mangel an Zeit, schnelles Vergessen tiefer Augenblickserlebnisse. Wenn es stimmt, daß Schriftsteller und Dichter die punktuellen Erfahrungen der Menschen, vor allem der Menschen ihrer Zeit, verdichten, vertiefen und sie „zur Sprache bringen“, müßte man auch aus der neueren Literatur das Verhältnis heutiger Menschen zum Sterben und zum Tod erkennen und eine Verstehenshilfe für die pastorale Praxis, für Verkündigung und Gespräch darin finden können.

Der Schriftsteller hat dem Theologen gegenüber den großen Vorteil, daß er frisch und unbefangen aus der Erfahrung seines Lebens und anderer Leben schöpfen und diese Erfahrung darstellen kann. Dabei findet er auch immer neue Ausdrücke, die oft „treffend“ und „genau“ die Erfahrungen des Menschen wiedergeben und darum auch von den Menschen, die diese Texte lesen, als ihre eigenen Erfahrungen verstanden werden. Wenn es ihm dann noch gelingt, ihre Ahnungen von Sinn, Ziel und Zukunft des Lebens zu erfassen und der Realisierung ein wenig näherzubringen, hat er viel getan. Der Theologe ist immer in der Gefahr, schon vorher alles zu wissen, auch vom Tod und von dem, „was nach dem Tode kommt“. Er relativiert oft die wirklichen Erfahrungen des Menschen, und wenn er dann zu Menschen spricht, erkennen sie ihn nicht mehr als einen der Ihren. Er ist nicht „ihr Mann“, der mit ihnen lebt, sie kennt, ihr Leben deutet und weiterbringt.

### „Extrakt“ einer Lebenserfahrung

Wie ein Schriftsteller eine Erfahrung des Lebens und Vergehens den Lesern darbietet, mag ein Text von E. Strittmatter zeigen:

„Es geschah, als ich mich aus den Armen einer Geliebten löste, daß ich eine blaue Nachtigall fliegen sah, und ich konnte die blaue Nachtigall nicht vergessen, und ich konnte sie den ganzen Tag nicht vergessen, und mir fiel ein, was man mir über die Nachtigall beigebracht hatte, und danach war sie ein Tier, ein Insektenfresser aus der Gattung der Sperlingsvögel, ein Eierleger, der mit dem Säuger Mensch nichts zu tun hatte. Aber je länger ich über die Nachtigall nachdachte, desto fragwürdiger und oberflächlicher wurde mir, was ich über sie gelernt hatte, und sie erschien mir wie ein singendes Gewächs aus dem Luftraum, und mir schien, daß es von altersher Beziehungen zwischen Kreatur und Kreatur gäbe, die noch ungeklärt sind, weil wir nur klären, was uns nützlich erscheint. Der Lehrer fragte uns, ob wir den Sprosser gehört hätten. ‚Jenen Vogel, der in der Nacht singt?‘ – ‚Jenen Vogel!‘ – ‚Ja, wir hörten ihn, es war die Nachtigall.‘ – ‚Nein, es war nicht die Nachtigall, es war der Sprosser; übrigens hast du dich nachts herumgetrieben, wenn du ihn gehört hast!‘ Der Lehrer erklärte uns, weshalb es nicht die Nachtigall, sondern der Sprosser war... Aber ob Nachtigall, ob Sprosser, ich spürte schon damals, daß nicht wichtig ist, wie etwas benamst wird, sondern ob es mit seinem Dasein große Gefühle in einem auflöst, die einem helfen.

Die Zeit verging, und das ist wieder ungenau, denn wir vergehen, und unser Heranwachsen ist der Anfang unseres Vergehens. Ich sage das nicht aus Trauer, nicht aus Wehmut, nicht aus Weltschmerz, nicht aus Lebensmüdigkeit. Ich sage es mit einer mir langsam zuwachsenden Neugier auf das, was kommen wird“<sup>2</sup>.

So einfach und vorsichtig formuliert, kann diese Erfahrung durchaus ihre Bestätigung finden im Leben anderer Menschen, die eine ähnliche Erfahrung im reifen Lebensalter machen. Der Theologe würde hier von Hoff-

nung auf ewiges Leben sprechen, fände aber seine Formulierung nicht gedeckt in der Lebenserfahrung seiner Hörer und Leser. Trotzdem darf man natürlich vermuten, daß es sich hier um dasselbe handelt.

### Einheit von Leben und Sterben

Die ungebrochene Einheit von Glauben und Leben und eine entsprechende Haltung zum Sterben kann der Dichter Pär Lagerkvist in seinem Roman „Gast bei der Wirklichkeit“ noch schildern: „Großmutter war nicht mehr zu helfen. Nein. Es war zu spät. Der Doktor hatte sie genau untersucht und war nett und freundlich gewesen. Aber ihr war nicht zu helfen. Es war Krebs, und der war zu weit fortgeschritten...“

Die Kinder seufzten, über ihre Tassen gebeugt; ab und zu mußte eins das Taschentuch ziehen, weinte verstohlen...“

...Als sie mit dem Kaffeetrinken fertig waren, stand die alte Frau auf. – Ja, jetzt will ich wieder nach Haus. Ihr kommt doch wohl einmal und besucht mich, Kinder?

Da brach es los, die Kinder konnten ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Auch die Mutter hatte Tränen in den Augen, aber weinen tat sie nicht...“

Dies war das erste Mal, daß der Tod ihnen allen hier nahegekommen war, deshalb wohl waren sie stark ergriffen. Sie fühlten, wie innig sie zusammengehörten, vermochten nicht zu fassen, daß jemand von ihnen fort mußte, entbehrt werden sollte, nicht mehr unter ihnen sein würde. Was sie an Wärme in sich hüteten, brach hervor und machte, daß sie sich wie nie zuvor eins miteinander fühlten. Aber es stärkte sie und half ihnen mitten in allem Kummer... Die Großmutter lebte ein Jahr lang. Im Sommer konnte sie noch bei der Heuernte helfen, später auch noch ein wenig, als der Roggen eingebracht wurde, aber dann mußte sie sich hinlegen. Sie fuhren häufig zu ihr hinaus und besuchten sie zwischen zwei Zügen, sahen nach, wie es mit ihr stand... Sie (die Mutter) fuhr immer häufiger hinaus, und gegen das Ende zu blieb sie dort. Sie und der alte Mann, ihr Vater, waren es, die ständig bei der Sterbenden wachten. Er saß am Fenster und las aus der Bibel vor. Sie versorgte die Kranke, ging leise ein und aus, beugte sich

<sup>2</sup> E. Strittmatter, Die blaue Nachtigall, erscheint 1972, Vorabdruck in der Illustrierten „FÜR DICH“, 29/72, Berlin 1972.

nieder und lauschte auf ihr Flüstern, wenn sie etwas wollte. Der alte Mann vermochte sie nicht mehr zu hören. Sie aber flüsterte der Mutter zu, sie könne es hören, wenn er vorlese. Deshalb saß er auch weiter da und tat es...

Alle Kinder waren eines Abends hinausgefahren, um Abschied von ihr zu nehmen; sie aber konnte sie da nicht mehr so recht unterscheiden. Einige Tage später schrieb die Mutter mit der Milch nach Haus, nun sei es zu Ende gegangen...

Am Sonntagmorgen fuhren sie zum Begräbnis hinaus...

Als sie anfangen, den Deckel aufzulegen, hatte Anders das Gefühl, nun müsse er nach vorn eilen. Aber man mußte ein wenig damit warten, weil der Großvater ihr erst die Wangen streicheln wollte...

Als man sie von der Kirche her sehen konnte, fing es an zu läuten. Die Turmpforten waren aufgetan, und die Glocken tönnten über die ganze Landschaft, die Oedmarken und die verstreuten Dörfer, bis zu den Höfen tief drinnen in den Wäldern. Und so weit sie zu hören waren, nahmen die Männer den Hut ab, wie es der Brauch war, und die Frauen verneigten sich...

Die ganze Gemeinde gab das Geleite, die Ungeladenen als letzte. Das frisch ausgehobene Grab war schon von weitem zu erkennen... Alle versammelten sich um die offene Grube, und man konnte es hören, wie sie hinuntergelassen wurde. Das war trotz allem nicht so schwer, wie er sich's vorgestellt hatte. Alles, was draußen geschieht, ist leichter...

Es war nicht so eingesperrt und feierlich. Als er seine Blumen ins Grab warf, konnte er weinen. Später gingen alle zum Hochamt und nahmen daran teil. Danach fuhren sie heim, die ganze lange Schlittenreihe wie vorher...

Aber schon wartete das Mittagessen, war auf zwei langen Tischen, die im Winkel zueinander hingestellt worden waren, aufgetragen. Das war eine Fülle von Essen, und aus der Küche brodelte Dampf herein, wenn jemand die Tür öffnete. Die alten Frauen gingen umher und warfen Seitenblicke auf den Tisch, die Mannsleute rieben sich die Hände nach der Kälte und warteten auf den Branntwein.

Man setzte sich zu Tisch und blieb dort bis zum Abend sitzen...

In der kleinen Seitenkammer saß der Großvater aufgerichtet im Bett, in dem seine alte Frau gestorben war, und las in der Bibel, die aufgeschlagen auf der Lammfelldecke lag... Las mit lauter Stimme, wie er's immer getan hatte; der zahnlose Mund bewegte sich. Anders konnte jedes Wort hören.

Endlich klappte er die Bibel zu und faltete die Hände darüber. Amen. Im Namen Gottes, des Allmächtigen, Amen!

Aber als er das Buch auf den Stuhl neben seinem Bett gelegt hatte, blickte er ins Zimmer hinein und begann wieder zu sprechen: Der Herr, dein Gott, wird dich auferwecken am Jüngsten Tage! Dann legte er sich nieder und blies das Licht aus, und es war, als verschlinge ihn die Dunkelheit<sup>3</sup>.

Solches Sterben im Kreis der geliebten Menschen wird es heute nur noch selten, vielleicht hin und wieder in ländlichen Gegenden, geben. Aber es wäre doch die Frage, ob wir die wesentlichen, nicht an Zeit und Landschaft gebundenen Elemente der Wegbegleitung in den Tod nicht in eine andere Zeit und Umgebung herüberretten können, wie etwa das ruhige Gespräch über die Krankheit und die verbleibende Lebenszeit, die Besuche, das Vorlesen und Beten am Bett der Kranken und Sterbenden.

#### *Sterben in der Anonymität*

Die neue Art des Sterbens in der Anonymität hat R. M. Rilke bereits 1903 in den Versen des „Buches von der Armut und vom Tode“ vorausgesagt. Wenn auch seine ganze Einstellung zur technisierten Gesellschaft sehr negativ war, so gibt es doch einige prophetische Aussagen, die sich später bewahrheitet haben. In der ersten Hochblüte der industriellen Entwicklung fragt Rilke kritisch nach der Menschlichkeit dieser Gesellschaft, indem er sie nach ihrer Einstellung zum Sterben und zu Sterbenden befragt:

Denn, Herr, die großen Städte sind Verlorene und Aufgelöste, wie Flucht vor Flammen ist die größte, – und ist kein Trost, daß er sie tröste, und ihre kleine Zeit verrinnt...

<sup>3</sup> P. Lagerkvist, Gast bei der Wirklichkeit, Leipzig 1970, Lizenzausgabe des Arche-Verlages, Zürich 1953.

Da leben Menschen, weißerblühte, blasse,  
 und sterben staunend an der schweren Welt.  
 Und keiner sieht die klaffende Grimasse,  
 zu der das Lächeln einer zarten Rasse  
 in namenlosen Nächten sie entstellt.  
 Sie gehn umher, entwürdigt durch die Müh,  
 sinnlosen Dingen ohne Mut zu dienen,  
 und ihre Kleider werden welk an ihnen,  
 und ihre schönen Hände altern früh.  
 Sie sind gegeben unter hundert Quäler,  
 und, angeschrien von jeder Stunde Schlag,  
 kreisen sie einsam um die Hospitäler  
 und warten angstvoll auf den Einlaßtag.  
 Dort ist der Tod. Nicht jener, dessen Grüsse  
 sie in der Kindheit wundersam gestreift, —  
 der kleine Tod, wie man ihn dort begreift;  
 ihr eigener hängt grün und ohne Süsse  
 wie eine Frucht in ihnen, die nicht reift.  
 O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod,  
 das Sterben, das aus jenem Leben geht,  
 darin er Liebe hatte, Sinn und Not<sup>4</sup>.

Hier wird der „kleine“, anonyme Tod dem  
 „eigenen“ namentlichen Sterben als letzter  
 Aufgipfelung eines erfüllten Lebens gegen-  
 übergestellt. Hier äußert sich die Furcht, man  
 möchte den Menschen in der Industriege-  
 sellschaft mit der Aberkennung seiner Per-  
 sonswürde im Alltagsleben auch die Eigent-  
 lichkeit und die Sinnhaftigkeit seines Sterbens  
 nehmen.

#### *Protest gegen das Sterben*

Der Protest gegen das Sterben ist so alt wie  
 die Menschheit. Aber er erfährt eine beson-  
 dere Akzentuierung in einer Zeit, wo man  
 den Menschen zum Sterben aus dem Kreis  
 der Vertrauten wegbringt und ihn in einer  
 fremden Umgebung, meist allein mit dem  
 Tod konfrontiert, sterben läßt. (Es ist oft  
 gar nicht anders möglich, aber es ist so!) Der  
 Protest gegen den Tod ist also in unserer  
 Zeit vor allem der Protest gegen einen sol-  
 chen Tod, gegen ein einsames Sterben, ge-  
 gen ein Sterben, das in die letzte Isolation  
 führt. Damit ist er aber zugleich ein Protest  
 gegen jede Art des Lebens vor dem Tod, das  
 Menschen untereinander entfremdet, sie nicht  
 zu sich selbst und nicht zum anderen kom-  
 men läßt. Erst ein Sterben, das die letzte  
 Konsequenz eines einsamen Lebens ist, ist  
 ein furchtbares Sterben.

<sup>4</sup> R. M. Rilke, *Das Stundenbuch*, Leipzig 1923, 84 f.

Wer einen Menschen liebt, will, daß dieser  
 Mensch da ist, daß er sich entfalten kann und  
 daß er nicht ver-nicht-et wird. So muß er  
 gegen den Tod protestieren. Vielleicht nicht  
 gegen den Tod schlechthin, denn der ist für  
 ihn abstrakt. Wohl aber gegen den Tod die-  
 ses Menschen, den er liebt, den er darum  
 nicht aus egoistischen Gründen festhalten  
 will, sondern freisetzen will zum Leben und  
 Lieben.

Solchen „konkreten Protest“ finden wir bei  
 Jewgeni Jewtuschenko in einem Gedicht des  
 Lyrikbändchens „Das dritte Gedächtnis“:

Uninteressante Menschen gibt es nicht.  
 Jeder hat seine Geschichte, sein Gesicht,  
 das nur ihm gehört. Ein jeder ein Planet:  
 So reich, und keiner, der ihm gleich. Versteht:  
 Auch wenn einer unauffällig lebt,  
 der nichts als Unauffälligkeit erstrebt,  
 ist er unter allen andern dann  
 durch seine Unauffälligkeit interessant.  
 Jeder hat seine geheime Welt,  
 von einem schönsten Augenblick erhellt,  
 von einem schrecklichen Tag versehrt:  
 und allen andern ist sie ganz verwehrt.  
 Und wenn ein Mensch stirbt, stirbt mit ihm  
 sein erster Schnee aus jener grauen Früh,  
 sein erster Kuß nachts und sein erster Zorn:  
 und all das nimmt er mit sich fort.  
 Bücher bleiben uns und Brücken, Kram  
 und Maschinen, Leinwände, gut gerahmt,  
 Geschmeide und Gelumpe — vieles bleibt:  
 und alles andre zerfällt mit seinem Leib.  
 Das ist das Gesetz dieses rohen Laufs,  
 nicht Menschen sterben: Welten hören auf.  
 Wir weinen ihnen eine Träne nach  
 und erkannten sie nicht am hellen Tag.  
 Was wissen wir vom Bruder und vom Freund,  
 von ihr, die nah uns ist und ferne träumt!  
 Vom eignen Vater, Gesicht gegen Gesicht,  
 wissen wir, alles wissend, nichts.  
 Die Menschen gehen fort... Dann sind sie  
 fort.

Ihre Welten sind ein toter leerer Ort.  
 Und jedes Mal, und denk ich dein,  
 möchte ich über dieses Ende schreien<sup>5</sup>.

Der Protest kommt aus der Liebe, auch aus  
 der zu wenig gelebten Liebe.  
 In der Erzählung „Herbst in den Eichenwäl-

<sup>5</sup> J. Jewtuschenko, *Das dritte Gedächtnis*, Berlin 1970,  
 73–74.

dern“ formuliert der Schriftsteller Juri Kasakow einen ähnlichen Protest gegen den Tod. Auch sein Protest entsteht aus der Liebe, und eine gewisse Entmachtung des Todes scheint hier durch ein erfülltes Leben zu geschehen: „Ich war glücklich in jener Nacht, weil mit dem nächtlichen Dampfer sie kommen würde. Aber ich wußte, wie launisch das Glück ist, und nahm darum absichtlich den Eimer mit, als hoffte ich durchaus nicht auf ihre Ankunft, sondern ginge einfach Wasser holen. Ich hatte in diesem Herbst mit allem unver-schämtes Glück gehabt...

Der Dampfer lag schon da, seine Bordlichter, ein rotes und ein grünes, glimmten schwach. Ich setzte mich hin und zündete mir eine Zigarette an. Meine Hände zitterten und waren kalt. Plötzlich dachte ich: Was aber, wenn sie nicht auf dem Dampfer war...?

Nacht umgab mich, und wenn ich an meiner Zigarette zog, beleuchtete sie meine Hände, mein Gesicht und die Stiefel, aber sie hinderte mich nicht, die Sterne zu sehen, und deren gab es in diesem Herbst eine so gleißende Vielzahl, daß ihr aschfahles Licht und der von ihnen erhellte Fluß zu erkennen waren und die Bäume und die weißen Steine am Ufer, die dunklen Vierecke der Felder auf den Hügeln, und in den Schluchten war es weit dunkler und duftiger als auf den Feldern.

Und da dachte ich daran, daß es im Leben nicht darauf ankommt, wie lange man lebt, dreißig, fünfzig oder achtzig Jahre, weil es in jedem Falle zuwenig und das Sterben in jedem Falle schrecklich ist, sondern darauf, wie vieler solcher Nächte man im Leben teilhaftig wird“<sup>6</sup>.

### *Tod und Lebenskampf*

Der Wunsch zu leben ist allen Menschen gemeinsam. Zwar äußert er sich oft als Wunsch, besser zu leben oder anders zu leben, oder intensiver zu leben, aber er bleibt immer der

<sup>6</sup> J. Kasakow, Larifari, Berlin (Verlag Kultur und Fortschritt) 1967, 341–346. Juri Kasakow gehört zu den jüngeren sowjetischen Schriftstellern, „die im letzten Jahrzehnt“, wie Christa Wolf im Vorwort des Buches schreibt, „begannen, wie von neuem unvoreingenommen um sich zu blicken. Zu ihren Entdeckungen gehören feine, komplizierte Vorgänge im Innern des Menschen, schmerzende Zurückgebliebenheit und neue Einsichten in die oft scheuen, einfachen, ja alltäglichen Glücksvorstellungen der Leute, auf die man zu achten hat“. Sie zitiert dort auch einen für Kasakows Schaffen bezeichnenden Satz: „Ich neige dazu, der Biographie des Innenlebens den Vorrang zu geben.“

Wunsch zu leben. Gerade in solchen Akzentuierungen zeigt sich das Ausgreifen des Menschen nach neuen, höheren Formen des Lebens, vielleicht nach einem Leben, das alles bisher Erlebte übertrifft, für das es erst vorläufige Ansatzpunkte in der bisherigen Lebenserfahrung gibt. Alle diese „Verheißungen“ werden „tödlich“ bedroht durch die „Fremd-erfahrung“ des Sterbens. Es ist zunächst das Sterben der anderen, das hin und wieder beunruhigend auf das eigene Leben einwirkt und alles Erlebte plötzlich in Frage stellt. Doch seltsamerweise (oder natürlicher-weise?) bewirkt diese Erfahrung von außen meist nicht ein Erlahmen, sondern eher eine Intensivierung der Lebenskräfte. Man möchte – gewarnt durch diesen fremden Tod – nun noch schneller das Leben er-leben und ausnutzen („die Zeit, die einem noch bleibt“), oft wird es dann sogar ein hektisches Leben; selten jedenfalls führt der Tod anderer zum Aufgeben des „Lebenskampfes“:

„Doch nun war er tot, im vierzigsten Lebensjahr hinaus aus dem Leben, unglaublich tot und so unpassend auch.

Unpassend war unpassend; gab es passenden Tod? Doch, vom Sterben gab es einleuchtende Arten und solche, die zu nichts stimmten. Und zu Gerhard Rikow stimmte die schwarzumrandete Anzeige nicht, weil sie sich wie ein spätes, aber übermächtiges Argument gegen allen Optimismus ausnahm, weil sie ein Beweis ja schien, daß Zuversicht doch immer noch ein eitler Glaube sei. Und das paßte nicht.

Es stimmt auch nicht, Rikow hat nie behauptet, er werde hundert Jahre alt. Er hat nur behauptet, man könne in zwanzig Jahren schaffen, was bis dahin auch in hundert nicht machbar schien. Er hat nur gesagt: Wenn die Post ankommen soll, muß man sie erst einmal abschicken. Seine Formel hat sich so simpel angehört, aber durch sie hat er sich von den tatenlosen Träumern unterschieden als ein tätiger Träumer...

Sein letzter Posten war an einer der Stellen, wo Landwirtschaft und Industrie ineinandergreifen; für die Bauern war er der Industriekerl, dem sie die Maschinen entreißen mußten, und für die Techniker war er der Bauerngeneral, der, die Sense geschultert, nach Mäh-dreschern fragen kam.

Und für die Regierung war er der, nach dem sie rief, wenn sie im Planbereich Industrialisierung der Landwirtschaft rote Zahlen sah. Hat ihn also sein Amt umgebracht? Die Vermutung ist nicht unerlaubt, denn wir haben verzehrende Ämter, aber unerlaubt ist es, bei Vermutungen zu halten, weil wir in diesen Tagen Gewißheit brauchen. Zum Beispiel Gewißheit, wenn einer uns fragt, ob Gerhard Rikow in oder an seinem Amt gestorben sei, wenn also, anders, ein Gerücht sich Luft unter die Schwingen schlägt, wenn es flüstert: Unter anderen Umständen hätte er noch leben können. Kleiner Vorsatz jetzt: herauszufinden, woran Rikow gestorben ist; kleine Tat nun: einen fragen, der die Antwort weiß. Gewißheit her, die Vergangenes nicht ändert, aber Künftiges ändern könnte.

„Ja, hier ist Andermann. Was ist los, erst hört man jahrelang nichts von dir, und dann hört man den ganzen Tag nur von dir; hat dir Johanna schon eingeheizt?“

„Johanna? Warum sollte sie? Und den ganzen Tag ist wohl übertrieben; dies ist mein zweiter Anruf bei dir.“

„Deiner, ja. Aber was ist, findest du deine positive Intrige nicht mehr so gut?“

„Kann sein, sie war nie sehr gut. Aber ich rufe wegen Rikow an. Du hast heute früh nichts davon gesagt, und jetzt habe ich es gelesen.“

„Ich dachte, du wüßtest es. Ich denke, ihr wart Freunde?“

„Ich wußte es nicht.“

„Schöne Freunde.“

„Du hast recht, aber wem soll das noch nützen?“

„Anderen Freunden vielleicht.“

„Ja.“

Fritz Andermann schwieg, und David wußte lange nicht weiter, dann fragte er: „Was war mit ihm?“

„Paß auf, Freundchen“, sagte Fritz Andermann in bösestem Ton, „paß auf, mein Freund, jetzt hör dir was an: Du bist ein beschäftigter Mann, weiß ich, du kannst nicht jeden Tag deine Kumpel zählen, in Ordnung, aber Gerhard Rikow ist ein halbes Jahr lang krank gewesen, und wenn du das nicht weißt, ist das eine Sauerei, was führt ihr denn für ein Leben?“

„Ein halbes Jahr schon?“

„Ja, ein halbes Jahr schon, Genosse Redakteur, Genosse Berichterstatter! Ich hab' neulich bei euch angerufen, weil mir eure Sache über Indonesien sehr gefallen hat, aber jetzt sag ich dir, ich scheiße auf deine Berichte aus Indonesien, wenn du Trauerkarten brauchst, damit du nach deinen Freunden fragst'...“

„Freundschaft, verflucht, als ob es etwas Besseres gegen all die Feindschaft gäbe!“

Das wurde ein langes Telefongespräch für David Groth und Fritze Andermann...

Sie stritten aber über Tod und Leben, stritten nicht einmal so sehr miteinander, beklagten vielmehr zornig den Verlust eines Freundes und zürnten der widerlichen Unvernunft, die auch in diesem Tode steckte, gerade in diesem, denn hier hatte es einen ausgeblasen, der dem Leben vertraute, wie kaum einer sonst.

„Ich hab' in meinen Jahren viel Sterben gesehen“, sagte Fritz Andermann, „so viel, daß zu all der Gemeinheit, mit der wir leben mußten, auch noch die Gewöhnung kam, an das Krepieren ringsum. Ich bin vielen begegnet, von denen ich wußte: Der macht es noch drei Monate, oder: Der bringt es auf kein Jahr. Natürlich haben wir versucht, etwas dagegen zu tun, und manchmal hat es geholfen, aber wenn es nicht geholfen hat, haben wir den Gram nicht herumgeschleppt. Der hätte uns bald erdrückt; wir hatten zu viele Gründe. Ich kenne, meine ich, den angesagten Tod; ich dachte, den halte ich aus. Aber als sie mir vor einem halben Jahr den Gerhard Rikow wegnahmen und mir sagten, ich kriege ihn nicht wieder, niemand kriegt ihn wieder, der ist abgängig auf immer, weil er sich auflöst, und niemand wird es halten, da bin ich fünf Stunden mit der S-Bahn hin- und hergefahren zwischen Friedrichstraße und Erkner, weil ich da nicht allein war und nicht toben und heulen konnte.“

Der war doch ein eingelöstes Versprechen, der Gerhard. Der war doch so geworden, wie wir uns das gedacht hatten für die andere Welt und die neue Zeit. Der war doch so, daß wir uns sagen konnten: Gut, daß wir ausgehalten haben für solche wie den; die Sache wird in guten Händen bleiben. Es hat ihm Spaß gemacht, unseren Sozialismus eine Anmaßung zu nennen, aber verhalten hat er sich zu ihm wie zu einer Pflicht, und vor allem wie

zu einem Recht – mit Ahnung und Voll-machten.

Und ich muß dir sagen, manchmal habe ich ihn gesehen wie er damals den Starschina in seiner Postgeschichte: als einen, der vorwärtsgeht auf ein Ziel, das auch meines ist, als großen Grund zu großer Zuversicht.

Und dann kommt ein Ungeheuer mit einem mittelalterlichen Namen und vergiftet ihm das Blut und löscht ihn aus. – Bei wem kann man sich beklagen, David, weißt du eine Stelle, bei der man sich beklagen kann?

„Ich käme mit dir, wenn ich eine wüßte“, sagte David Groth, und als er den Hörer aufgelegt hatte, war ihm sehr elend zu-mute.

Er war aber einer von denen, die so verletzbar sind, daß sie beizeiten nach Systemen suchen, in denen Deckung ist vor lähmendem Jammer, und Davids erstes System hieß Arbeit.

Er fuhr wieder ein in seinen Aktenberg und wußte sich weniger hilflos nun, angeschlagen zwar, aber nicht geschlagen. Er konnte und wollte nicht tun, als wäre nichts geschehen, aber er hielt sich nicht bei Vorsätzen auf; er trieb sein Tagewerk weiter, scheinbar wie immer, aber hinter der geübten und üblichen Aufmerksamkeit vor Frage und Bescheid fand er sich in Alarm: Mehr war nötig als das Übliche, und Übliches hatte sich als Übel gezeigt; er hatte an Freundschaft einiges versäumt und an Bündnis und an Auftrag<sup>7</sup>.

#### *Hoffnung in der Beziehung zu einem Du und im Engagement für die anderen*

Wir dürfen in dieser Reaktion auch einen Protest gegen den Tod sehen. Der Mensch empfindet den Tod als „un-natürlich“. In stummem Protest versucht er ihn zu negieren, so lange es geht. Er versucht, ihm zu beweisen, daß er – wenigstens vorläufig – machtlos ist. Aber den Wettkampf gegen die Zeit, das Vergehen und Altern kann der Mensch mit seinen biologischen Kräften nicht gewinnen. Da hilft kein Versuch, sich fit zu halten, sich auf jung zu trimmen. Das sind zuletzt hoffnungslose Kämpfe.

Der nachdenkende Mensch in allen Gebieten

<sup>7</sup> H. Kant, Das Impressum, Berlin 1972, 433–440 (Der Roman erscheint 1972 auch im Luchterhand-Verlag).

der Erde, in allen Lagern und Weltanschauungen, scheint mir nur einen Weg gefunden zu haben, auf dem er die Hoffnung gewinnt, den Tod zu ent-machten: Die Beziehung zu einem anderen bzw. zu anderen Menschen. Darin sucht der Mensch sich zu verwirklichen, darin sucht er etwas Bleibendes zu schaffen, sich selbst zu re-produzieren. Er versucht, „weiterzuleben in seinen Kindern“, obwohl er weiß, wie begrenzt dieser Versuch ist, da diese Kinder eben doch eigene Personen sind und somit nicht er selbst zum zweitenmal, daß sie eigene Wege gehen werden und er sich selbst auch in ihrem Leben nur zum Teil wiederfindet. Darum versucht er darüber hinaus oder gar ohne dieses (vgl. die biblische Forderung der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, d. h. um vielfältiger neuer, anderer und bleibender Beziehungen im Blick auf die neue Welt) seine Lebenskräfte zu investieren in vielfachen Unternehmungen, Arbeiten, Hilfen für andere Menschen, um so Lebenszuwachs zu gewinnen, „eine Spur zu hinterlassen“. Er fürchtet sich vor dem Verschwinden aus der Welt, er ahnt, daß es nicht so gemeint war, als er geschaffen wurde. Er hat immer nach Zielen gesucht, nur so konnte er leben. Nun möchte er nicht darauf verzichten. Auf der Suche nach dem Sinn und Ziel seines Lebens „verschwendet“ er seine Kräfte, aber es ist ein Verschwenden, das sinnvoll ist. Wir wissen aus dem Schicksal Jesu, daß nur der sein Leben gewinnt, der es hergibt. Und dies ist nicht eine absolut neue Entdeckung Jesu, eher eine durch sein Leben, seine Hingabe und sein neues Leben der Auferstehung bestätigte Ahnung und auch teilweise Erfahrung des Menschen aller Zeiten. Oft „traut“ sich der Mensch nicht, das zu glauben. Jetzt darf er sich vertrauen, es zu glauben.

„Hier marschieren wir im Kreis. Sechsdreißig Gefangene der Gestapo, rings liegt Schnee, und die Tage sind grau und frostig. Vor dir marschiert W. mit aufrechter, stolzer Haltung, hinter dir ein Oberleutnant in Zivil, der sein Todesurteil bereits hat. Wir marschieren im gleichen Schritt, wie es befohlen ist. Der frühere Minister geht mit einem breiten Hut, darunter sein grüblerisches männliches Gesicht. Der Nervenarzt geht in sich verschlossen, als träume er, der Sieb-

zehnjährige, lang und ungelenk, fragt mich flüsternd, ob wir am Leben bleiben. Ich knurre irgend etwas Undeutliches und sage nach einer Weile: „Mut, Junge, die Amerikaner sind in Marokko gelandet“. Da hebt sich sein Kopf. Er schreibt Gedichte. Der Oberst drüben trägt Zivil und blickt bleich geradeaus, als erwarte er jemand. Der Bildhauer geht starr und mit zusammengekniffenem Gesicht. Der junge, blonde Student drüben lächelt vor sich hin. Im inneren Kreis humpelt am Stock der Sprachforscher, der vierzehn Sprachen spricht, mit der schönen Gelassenheit der Überwinder. Sie gehen ihre letzten Runden. Ihr Leben neigt sich dem Ende zu. Es dauert nur noch Wochen. Aber sie bereuen nicht. Ihr Kampf war edel und ihre Gesichter sind es. Sie tragen die gläsernen, durchsichtigen Gesichter der letzten Überwindung des eigenen Ich. Sie haben den Schmerz bis ins tiefste ausgekostet. Sie haben geweint, einsam in ihren Zellen, sie haben das Aufbäumen der eigenen Persönlichkeit hinter sich... In einigen Wochen werden nur sechs Männer den Frühling erleben, die durch das Leid für immer gezeichnet sind.

Das Kolosseum in Rom ging mir nicht aus dem Kopf, als ich in Haft war.

Es ragt ein hohes Holzkreuz in der Mitte des riesigen Ruinenzirkus empor. Es steht genau auf dem Sterbefeld, auf dem die ersten Anhänger des Kreuzes ihr Leben unter einem Löwenbiß oder einem Kurzschwert aufgaben. Das, wofür sie litten, das Kreuz, heute erhebt es sich siegreich dort, wo sie litten.

Eine Idee wird desto stärker, je mehr letzte Atemzüge ihr galten. Und die Idee der Freiheit wird in den Himmel Europas gehoben von Hunderttausenden von Toten, die sich ihr opferten. Es ist die Idee von der Veränderung der Welt.

Ich habe das Kreuz im Kolosseum mit Ehrfurcht betrachtet, das nach zweitausend Jahren sich sieghaft erhob. Spätere Jahrhunderte werden die Opfer der Lehre von der Befreiung der Armen sicherlich ebenso ehren.

Aber es ist schrecklich, wie teuer die Menschheit ihre neuen Ideen bezahlen muß<sup>8</sup>.

<sup>8</sup> G. Weisenborn, Memorial, Der Verfolger, Berlin (Aufbau-Verlag) 1962, 98 f (Lizenzausgabe des K. Desch-Verlages, München).

Die Erfahrung von der Sinnhaftigkeit eines Lebens und Sterbens für andere spiegelt auch ein Gedicht des polnischen Lyrikers Tadeusz Rozewicz wieder, das er den „alten Frauen“ gewidmet hat<sup>9</sup>, die nie in der großen Literatur genannt werden und die doch mindestens so heroisch leben wie ihre Männer und Söhne – es kommt auf den Blickwinkel an!

### *Das Bündnis gegen den Tod*

Ernest Hemingway hat in immer neuen Variationen das schöne und harte Lied vom Sterben gesungen: das „schöne“ Lied ist das der Liebe Robertos zu Maria, die „ihm ein Bündnis schmiedete gegen den Tod“... „Er hielt sie fest und hatte das Gefühl, sie sei sein ganzes Leben, und sie war es auch“<sup>10</sup>. Dies Bündnis muß sich in kurzer Zeit bewähren, als der verwundete Roberto Maria wegschickt, um wenigstens ihr Leben zu retten: „Wenn du gehst, bin ich bei dir. Versteht du mich, wie das ist? Wer immer von uns da ist, ist Ich und Du zugleich.“... Aber es fällt mir leichter, bei dir zu bleiben“, sagte sie. „Es ist viel besser für mich.“ „Ja. Deshalb sollst du mir zuliebe mit den anderen mitgehen. Tu es mir zuliebe, denn diese Bitte kannst du mir erfüllen.“ „Du verstehst mich nicht, Roberto. Was soll aus mir werden? Für mich ist es viel schlimmer, wenn ich gehe.“ „Sicherlich“, sagte er. „Es ist viel schwerer für dich. Aber ich und du, wir sind jetzt eins.“...“

„Jetzt gehorcht du nicht nur mir, sondern uns beiden. Mir, der ich in dir bin. Jetzt gehst du für uns beide. Wirklich. Wir beide gehen, wenn du jetzt gehst...“<sup>11</sup>.

Das „harte“ Lied ist der Dialog zweier Eheleute, die, nach einem Autounfall in der Steppe plötzlich mit dem Tod konfrontiert, sich bittere Vorwürfe machen: „Liebe ist Mist“, sagte Harry, „und ich bin der Hahn, der draufsteigt und kräht.“ – „Wenn du wirklich fort mußt“, sagte sie, „ist es absolut nötig, alles, was du zurückläßt, kaputt zu machen?... Warum mußt du jetzt wie-

<sup>9</sup> T. Rozewicz, Gesichter und Masken, Berlin (Verlag Volk und Welt) 1968, 100–103; auch in: T. Rozewicz, Formen der Unruhe, Gedichte, hrsg. u. übertragen von Karl Dedecius, Carl Hauser Verlag, München 1965. Das Gedicht soll in einem späteren Heft veröffentlicht werden.

<sup>10</sup> E. Hemingway, Wem die Stunde schlägt, Frankfurt (Suhrkamp) 1949, 238 f.

<sup>11</sup> Ebd. 416 f.

der so teuflisch sein?... Du brauchst mich doch nicht kaputt zu machen?"<sup>12</sup>

Der realistische Hemingway hat die Wirklichkeit des Sichverbündens gegen den Tod gekannt. Er hat sie anerkannt als Weigerung, endgültig zu sterben. Dabei ist immer der Protest gegen den Tod dabei: ohnmächtig und doch mächtig ist die Liebe gegen den Tod. Beide Aspekte sind gut zu erkennen in der Schilderung des Todes einer Krankenschwester, die nach der Entbindung ihres toten Kindes selber sterben muß. Ihr Geliebter, der ihretwegen desertierte und mit ihr aus Italien in die Schweiz floh, muß zusehen, wie jetzt, wo alle Schwierigkeiten überwunden schienen und ihr gemeinsames Glück begonnen hatte, ihr Leben erlischt.

„Liebling, ich werde doch nicht sterben, nicht wahr?“

„Nein, ich versprech's dir.“

„Weil ich nicht sterben will und dich nicht verlassen will, aber ich werde so müde davon, und ich fühle, daß ich sterben werde.“

„Unsinn. Alle fühlen sich so.“

„Manchmal weiß ich, daß ich sterben werde.“

„Du wirst nicht. Du kannst nicht.“

„Aber, wenn ich würde?“

„Ich lasse dich nicht.“...

Arme, arme, liebe Cat. Und dies war der Preis, den du für unser Zusammenschlafen bezahlen mußt. So sah die Falle zum Schluß aus. Das kriegten Menschen, wenn sie einander liebten... Wenn es einmal begonnen hatte, war man in der Mühlenströmung... Sie hatte sich nicht besonders unbehaglich gefühlt, bis auf ganz zuletzt: Aber jetzt zum Schluß kriegt man sie. Man kam nie mit etwas durch...

...Die Schwester ging ins Zimmer und schloß die Tür. Ich saß draußen auf dem Gang. Alles in mir war weg. Ich dachte nicht. Ich konnte nicht denken. Ich wußte, daß sie sterben würde, und ich betete, daß sie nicht starb. Laß sie nicht sterben. Oh, Gott, bitte, laß sie nicht sterben. Ich werde alles für dich tun, aber laß sie nicht sterben. Bitte, bitte, bitte, lieber Gott, laß sie nicht sterben. Bitte, bitte, bitte, lieber Gott, laß sie nicht sterben, mach, daß sie nicht stirbt.

<sup>12</sup> E. Hemingway, *Schnee auf dem Kilimandscharo*, in: *49 Stories*, Berlin (Aufbau-Verlag) 1969, 67–73.

Ich tu alles, was du sagst, aber laß sie nicht sterben. Du hast das Baby genommen, aber laß sie nicht sterben. Das war gut, aber laß sie nicht sterben. Bitte, bitte, lieber Gott, laß sie nicht sterben...

Scheinbar hat sie eine Blutung nach der andern gehabt. Man konnte nichts dagegen machen. Ich ging in das Zimmer und blieb bei Catherine, bis sie starb. Sie war die ganze Zeit über bewußtlos, und sie brauchte nicht sehr lange zum Sterben"<sup>13</sup>.

Sehr ausgeprägt findet man das Bündnis Liebender gegen den Tod auch dargestellt in dem Buch „Nur einen Seufzer lang“ von Anne Philipe. Das Zusammenleben mit Gerard Philipe dauerte für sie „nur einen Seufzer lang“. Sie kann sich mit seinem Tod nicht abfinden, obwohl er an ihrer Seite starb und sie alle Stadien seines Sterbens miterlebte. Sie kann es nicht, weil sie ihn liebt: „Nur du sahst mich, nur ich sah dich. Heute lebe ich in einer blicklosen Welt. Mein Leben ist leer. Ich wußte, daß es so sein würde. Während all der Tage, von denen jeder der letzte sein konnte, sah ich dich an; ich wollte die Liebe sehen, und ich fand den Tod“<sup>14</sup>... „Bis dahin hatte der Tod mich nie beschäftigt. Ich rechnete nicht mit ihm. Einzig das Leben war wichtig... Von dem, den ich mehr liebte als alles, sollte ich für immer getrennt sein. Das ‚nie wieder‘ stand vor unserer Tür. Ich wußte, daß kein anderes Band uns verbinden würde als meine Liebe...“<sup>15</sup>.

Sie sucht nach einer Antwort auf die unaufhörlich bohrende Frage: Wo ist er? Alle Antworten anderer, auch eine (oberflächlich) christliche, können sie nicht zufriedenstellen: „Wie sollte ich einen Weg, eine Straße, ein Ufer finden, das wir nicht gemeinsam gekannt hätten? Ich mußte fliehen oder jedem Ort allein begegnen. In der Betriebsamkeit der Menge, in der Einsamkeit eines Waldweges sah ich nur dich. Mein Verstand wies diese Trugbilder von sich, aber mein Herz suchte sie. Du warst fern und nah. Stündlich fragte ich mich, nicht, wie es möglich sei,

<sup>13</sup> E. Hemingway, *In einem andern Land*, Berlin und Weimar (Aufbau-Verlag) 1972, 340 ff (Lizenzausgabe des Rowohlt-Verlages, Reinbek b. Hamburg, 1967).

<sup>14</sup> A. Philipe, *Nur einen Seufzer lang*, Berlin (Verlag Volk und Welt) 1965, 8 (Lizenzausgabe des Rowohlt-Verlages Reinbek b. Hamburg).

<sup>15</sup> Ebd. 11.

daß ich lebte, sondern einfach, wie mein Herz weiterschlagen konnte, nachdem meines stehengeblieben war. Manchmal hörte ich sagen, du weitest unter uns. Ich widersprach nicht. Wozu streiten? Aber ich dachte bei mir, daß es für manche Menschen leicht ist, den Tod der anderen zuzugeben. Suchen sie sich ihrer eigenen Unsterblichkeit zu vergewissern? Ich habe dich zu sehr geliebt, um hinzunehmen, daß dein Körper verschwindet, und zu verkünden, daß deine Seele genügt und weiterlebt. Und wie soll man es anstellen, sie voneinander zu trennen und zu sagen: Dies ist seine Seele, und das ist sein Leib? Dein Lächeln und dein Blick, dein Gang und deine Stimme, waren sie Materie oder Geist? Beides, aber untrennbar<sup>16</sup>.

„Dieselben Widersprüche erhoben sich in mir: Dich fliehen und dich suchen, aus einem Friedhof unseren Treffpunkt zu machen und zu sagen oder zu glauben, daß du von nun an nur in der Erinnerung und in unseren Kindern weiterleben würdest“<sup>17</sup>.

Liegt ihre Antwort in dieser Erkenntnis: „Die Liebe: Eine Quelle, Ursprung einer Quelle, die Welt wird fruchtbar, sie ist Staunen, Gefühl des Wunderbaren und zugleich des schon Vertrauten, eine Rückkehr ins verlorene Paradies, die Versöhnung von Körper und Geist, die Entdeckung unserer Kraft und unserer Hinfälligkeit, die Bindung an das Leben und dennoch die Gelassenheit dem Tode gegenüber, eine auf ewig offenbarte Gewißheit, dennoch unbeständig und fließend, die täglich neu erobert werden muß.

Du warst meine schönste Bindung an das Leben. Du bist meine Erkenntnis des Todes geworden. Wenn er kommt, werde ich nicht das Gefühl haben, wieder mit dir vereinigt zu sein, sondern das Gefühl, einen mir von dir her vertrauten Weg zu gehen“<sup>18</sup>.

„Heute noch kann ich dein und mein Leben nicht voneinander lösen“<sup>19</sup>.

Zeit ihres Lebens hat auch die Dichterin Else Lasker-Schüler nach dem todüberwindenden Weg der Liebe gesucht. „Sie war ewig verliebt“, sagt eine Biographin von ihr. Ihre Erkenntnis, daß wirkliche, echte, tiefe Liebe die zerstörende Macht des Todes bannen

könnte, fand nie volle Verwirklichung in ihrem Leben.

„Ich weine –  
Meine Träume fallen in die Welt...  
Immer bettle ich vor deiner Seele;  
Weißt du das?...  
Alles ist tot,  
Nur du und ich nicht.“ (Aus „Giselheer dem

Heiden“)<sup>20</sup>

„Wo mag der Tod mein Herz lassen?  
Immer tragen wir Herz vom Herzen uns zu.  
Pochende Nacht  
Hält unsere Schwellen vereint.  
Wo mag der Tod mein Herz lassen?  
In einem Brunnen, der fremd rauscht –  
In einem Garten, der steinern steht –  
Er wird es in einen reißenden Fluß werfen.  
Mir bangt vor der Nacht,  
Daran kein Stern hängt.  
Denn unzählige Sterne meines Herzens  
Vergolden deinen Blutspiegel.  
Liebe ist aus unserer Liebe vielfältig erblüht.  
Wo mag der Tod mein Herz lassen?“<sup>21</sup>

*Abschiedsbriefe zum Tod verurteilter*

„Neuerer“

Das Bündnis der Liebe gegen den Tod findet wohl seine ergreifendste sprachliche Ausdrucksform in Abschiedsbriefen zum Tode Verurteilter. Die Briefschreiber waren zumeist engagierte Menschen, die ihr Leben einsetzten für eine erneuerte Gesellschaft. Darum steht in ihrem Denken oft die große Gemeinschaft eines Volkes oder einer Klasse im Vordergrund. Aber ist nicht gerade darin die Liebe zu einer Vollendung gelangt, die auf die Erhaltung des eigenen Lebens verzichtet zugunsten vieler anderer und ihrer besseren Zukunft? „Ich gehe bald, singende Morgen vorzubereiten“, schrieb Gabriel Péri, der Chefredakteur der *L'Humanité*, kurz vor seiner Erschießung am 15. 12. 1941.

Doch bei fast allen findet man auch die Bitte um Verzeihung, die sie an ihre Angehörigen und Freunde richten. Sie wissen angesichts des Todes, daß auch ihr Streben unvollkommen und nicht frei von eigenen Wünschen und Härten gegen andere war. So haben sie das Bedürfnis, ihre Liebe reinigen zu

<sup>20</sup> Else Lasker-Schüler, *Leise sagen*, *Ausgewählte Gedichte*, Berlin und Weimar (Aufbau-Verlag) 1968, 52 (Lizenzausgabe des Kösel-Verlages, München).

<sup>21</sup> Ebd. 35.

<sup>16</sup> Ebd. 41 f.

<sup>17</sup> Ebd. 119.

<sup>18</sup> Ebd. 44 f.

<sup>19</sup> Ebd. 84.

lassen, um in reiner Liebe sterben zu können.

Das Anliegen, der Liebe zu leben, um in der Liebe sterbend zu überleben, findet sich sehr deutlich in den Abschiedsbriefen der jungen tschechischen Kommunistin Marie Kuderikova. Diese Briefstellen mögen stellvertretend für viele andere stehen, die in ihrer Weise dasselbe aussagen: für den Glauben, „daß das Engagement nicht durch den Tod, sondern der Tod durch das Engagement besiegt wird“ (Cardonnel).

„... das Leben, Pulsschlag des Alltagslebens. Liebt es, liebt einander, lehrt Liebe, verteidigt sie, verbreitet sie, damit Ihr die Schönheit seiner alltäglichen Gaben spürt wie ich, das ist mein Wunsch; damit ihr empfangen und verschenken könnt...“

Ihr alle, die ich liebte und die Ihr mich lieb hattet! Geliebte Menschen, liebes Leben, liebe Welt!

Ich knie nieder vor Euch, Ihr Teuersten meines Lebens, und bitte um Eure Liebe und Verzeihung. Bitte um Verzeihung für alles und alle, die ich jemals verletzt habe... Ich bin mit Euch, war mit Euch und werde mit Euch sein...

Die Andenken an mich bringt dort an, wo ich den Pulsschlag des Lebens hören kann. Von dort werde ich Eure Schritte verfolgen, mahnen, warnen, führen. Von dort aus werde ich mich mit Euch freuen können, Euch trösten und ermuntern...

Ich liebe, nehme Abschied im Glauben, im festen Glauben. Eure liebende Tochter

Marie Kuderikova

Grüßt alle. Verzeihung. Dank. Liebe. Ich bin bei Euch. Euch unser Dank und Euch die Liebe!“<sup>22</sup>

Sollten solche Menschen weit vom Reich Gottes sein, für das durch Jesus von Nazareth eine solche Art zu leben und sein Leben hinzugeben als Grundgesetz für alle Generationen proklamiert wurde: „Setzt euch füreinander ein, wie ich mich für euch eingesetzt habe?“

#### *Grundzüge einer christlichen Antwort*

Es wäre für unser Gespräch mit Gläubigen und Ungläubigen, suchenden und fragenden

<sup>22</sup> Marie Kuderikova, *Fragmente eines Lebens*, Prag (Artia) 1965, 202–207.

Menschen, Sterbenden und Angehörigen von Sterbenden wichtig, die Verbindung zwischen ihren Fragen und der Antwort des Glaubens zu finden. Wir dürften die Antwort niemals fertig zur Hand haben. Denn sie muß – wenn sie gehört werden soll – eine Antwort auf die Frage gerade dieses Menschen sein. Sie darf also nicht allgemein und abstrakt sein.

Trotzdem darf man vielleicht die Grundzüge einer solchen Antwort einmal umreißen. Sie sollte etwa folgendes umfassen: Der Protest gegen den Tod ist berechtigt. Wir Christen sind darin mit allen anderen Menschen verbunden. Wir sagen nicht Vorsehung und meinen Schicksal. Wir schließen uns Jesus von Nazareth an, der ergrimmt, als er seinen Freund tot fand. Jesus fand sich nicht mit dem Tod ab. Denn er war ein Liebender, wie es nie einen zweiten gegeben hat. Der Schmerz der Liebe ist berechtigt. Aber auch die Hoffnung der Liebe, daß der geliebte Mensch nicht vernichtet wird. Dieser Hoffnung begegnet die Verheißung von dem Zusammenkommen aller ehrlich Liebenden in der neuen Menschenwelt, die Jesus das „Reich Gottes“ nennt. Eine Gemeinschaft, in der alle, die vom Tod (des Egoismus) zum Leben (der Liebe) durchgefunden haben, zusammen sind: „Liebe ist aus unserer Liebe vielfältig erblüht.“ Die Frage „wo mag der Tod unser Herz lassen?“ findet ihre letzte Antwort in der „vielfältigen Liebe“ einer neuerwachten Menschheit am Jüngsten Tag einer Jungen Welt.

Die Antwort eines Glaubenden auf die Frage eines Menschen nach dem Sinn des Lebens und Sterbens könnte vielleicht so lauten: Ich will mein Leben mit dir leben. Ich will mein Leben für dich, für euch leben. Ich will mich nicht allein retten, weil es das nicht gibt. Ich will meinen Egoismus hineinzerbrechen lassen in die Gemeinschaft von Menschen, die für die Zukunft leben und arbeiten und leiden. Ich will darin täglich sterben, um aufzustehn zu neuem Leben. Ich will mich vom alten zum neuen Menschen wandeln lassen. Ich will durch meinen Einsatz Glück, Gerechtigkeit und Frieden für sie alle. Ich will mehr für sie alle, als sie selber wollen. Ich vertraue dabei auf den, der mit allen und für alle starb und aufer-

stand und der dabei ist, um sich herum die zur Liebe fähig gewordenen Menschen aller Völker zu versammeln zu einem bleibenden Reich der Liebe und des Friedens. In dieses Reich hineinsterven kann niemals heißen, vernichtet zu werden. In der Suche nach Zukunft für alle werde ich auch meine Zukunft – die Auferstehung aus dem Tod – geschenkt bekommen. Kurz gesagt: Ich will mit euch leben, sterben und auferstehen.

**Gregor Siefer**

## **Der Tod - die sicherste Prognose**

Anmerkungen zu einer Soziologie des Sterbens

*Als Spiegelbild des öffentlichen Bewußtseins macht die Sozialwissenschaft Fragen zum Thema, die in ihrer konkreten Alltagsbewältigung als fragwürdig und krisenhaft empfunden werden. Die wenigen Untersuchungen zum Thema Sterben verweisen darauf, wie schwach bei vielen Menschen der Gegenwart das Todesbewußtsein ist. Dies dürfte aber nicht in einer „Verdrängung“, sondern in Veränderungen der Sozial- und Altersstruktur und in mangelnder Todeserfahrung gründen.*

*red*

Die Tatsache, daß sich die Sozialwissenschaften bislang nur beiläufig mit dem Phänomen des Sterbens befaßt haben, ist ein merkwürdiges, aber nicht leichthin zu erklärendes Kennzeichen unserer gegenwärtigen Bewußtseinslage<sup>1</sup>. Obwohl die Aussage, daß niemand, der diesen Text liest, das Jahr 2072 erleben wird, zu den sichersten Prognosen gehört, die wir überhaupt aufstellen können, wissen wir außer einigen statistischen Globalzahlen – z. B. daß von 1000 Menschen in der BRD 1971 11,8 den Tod fanden – nur sehr wenig

<sup>1</sup> Ich beziehe mich hier und im ganzen Artikel vor allem auf das äußerst anregende, im Quellenmaterial notwendig sehr weit ausgreifende Buch von *Aloys Hahn*, Stuttgart 1968, ferner auf die Arbeiten von *Werner Fuchs*, Todesbilder in der modernen Gesellschaft, Frankfurt 1969, und Die These von der Verdrängung des Todes, in: Frankfurter Hefte 26 (1971) 177–184, sowie von *Christian von Ferber*, Soziologische Aspekte des Todes, in: Zeitschrift für evang. Ethik 6 (1963) 338–360, und *ders.*, Der Tod. Ein unbewältigtes Problem für Mediziner und Soziologen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 22 (1970) 237–250.

über die konkrete Realität des Sterbens in Deutschland. Sinn der folgenden Überlegungen kann es mangels genaueren empirischen Materials deshalb nur sein zu fragen, welche sozialen Bedingungen dazu geführt haben, daß das Bewußtsein von Tod und Sterben so sehr an den Rand des öffentlichen Interesses gedrängt worden ist.

Ich möchte drei Vermutungen hypothetisch formulieren und etwas genauer begründen:

1. Das Verschwinden der Todeserfahrung ist zunächst eine logische Folge sehr weitgehender Veränderungen im Sozial- und Altersgefüge der Bevölkerung.

2. Das Bewußtsein von der Unausweichlichkeit des Todes scheint demgegenüber bei weitem nicht so „verdrängt“ zu sein, wie der reale Mangel an Todeserfahrungen es vermuten läßt.

3. Das Zurücktreten des Todesbewußtseins ist – gebunden an bestimmte und erkennbare historische Ereignisse und Entwicklungen – offensichtlich eine Übergangsphase und dürfte im Laufe des kommenden Jahrzehnts durch eine zunehmende Problematisierung von Tod und Sterben abgelöst werden.

### *1. Veränderungen im Altersgefüge*

Man darf voraussetzen, daß die Basis für die Entwicklung eines Todesbewußtseins für den einzelnen zunächst einmal die Zahl von Todesfällen ist, die er überhaupt während seines eigenen Lebens erleben kann. Wenn wir davon ausgehen, daß in den Industriegesellschaften Europas und der USA die Mortalitätsrate während der letzten 150 Jahre von ca. 25–30 auf ca. 10–12 gesenkt werden konnte (von 1000 Menschen der jeweiligen Bevölkerung starben um 1820 ca. 25–30, 1970 10–12 pro Jahr), dann bedeutet schon dies allein, daß heute erst ein 50jähriger die Zahl von Todesfällen erlebt haben kann, die um 1820 schon ein 20jähriger in der Regel erfahren hatte. – Hinzu kommt, daß der Realkontakt zwischen den Generationen vor 150 Jahren räumlich erheblich enger war als heute, daß also die meisten Menschen schon in ihrer Kindheit zumindest den Tod ihrer Großeltern unmittelbar erleben und verarbeiten mußten. Da die hohe Mortalitätsrate aber nicht nur durch den Tod alter Menschen bewirkt wurde, sondern vor allem auf die